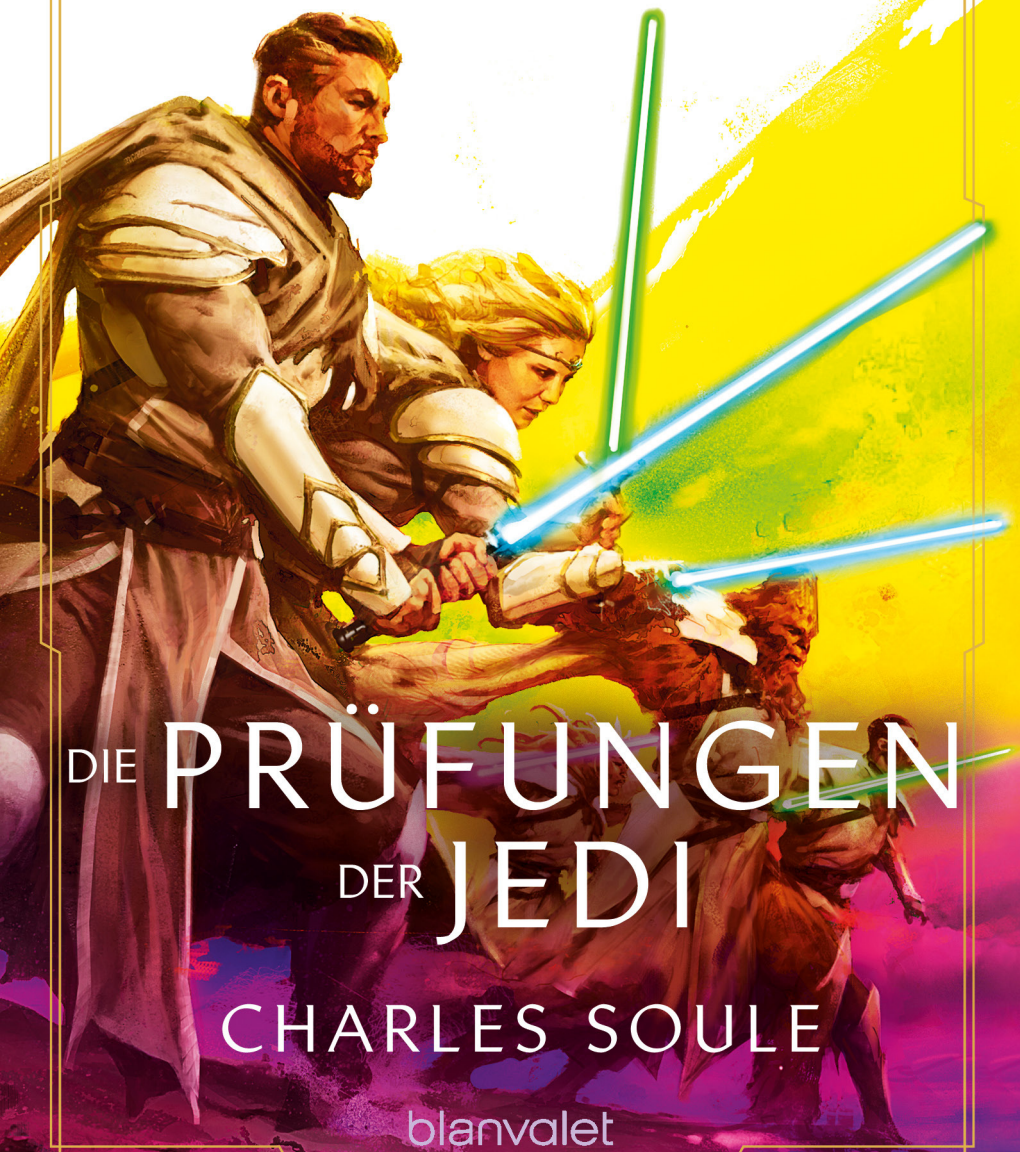


DEUTSCHE ERSTAUSGABE



DIE PRÜFUNGEN
DER JEDI

CHARLES SOULE

blanvalet

Charles Soule

Star Wars™ – Die Hohe Republik

Die Prüfungen der Jedi

Charles Soule



**DIE
HOHE REPUBLIK**

**Die Prüfungen
der Jedi**

Deutsch von Andreas Kasprzak

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2025 unter dem Titel
»Star Wars™ Trials of the Jedi (High Republic Phase 3, Book 3)«
bei Random House Worlds, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich
geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2026

Copyright der Originalausgabe © 2025 by Lucasfilm Ltd. & ® or ™ where indicated.

All rights reserved.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2026 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Alexander Groß

Umschlaggestaltung: Isabelle Hirtz, Inkcraft,

nach einer Originalvorlage

Copyright © 2025 by Lucasfilm Ltd. & ™

Umschlagillustration: Grant Griffin

HK · Herstellung: fe

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: Nørhaven A/S, Viborg

Printed in Denmark

ISBN 978-3-7341-6438-5

www.blanvalet.de

Für Mike Siglain, der dies alles möglich gemacht hat

Es war einmal vor langer Zeit in einer weit,
weit entfernten Galaxis ...

Die letzte Konfrontation zwischen den Jedi und den Nihil steht unmittelbar bevor. Gleich an vier verschiedenen Fronten werden die tapferen Jedi auf eine harte Probe gestellt.

Einige ziehen gegen die NIHIL-PIRATEN zu Felde, die entschlossen sind, den Planeten ERIADU für seinen Widerstand gegen ihre Herrschaft zu bestrafen. Andere patrouillieren an der gefährlichen Grenze der OKKLUSIONSZONE und schützen die dortigen Welten vor Angriffen der heimtückischen Nihil. Eine Handvoll weiterer unerschrockener Jedi versucht, die geheimnisvolle VERDERBNIS zu stoppen, eine Seuche, die einen Planeten nach dem anderen befällt und alles Leben auf diesen Welten auslöscht. Wieder andere kämpfen gegen den finsternen MARCHION RO und seine monströsen NAMENLOSEN.

Um die Republik zu retten, müssen sich die Jedi nicht bloß ihren bisher größten Herausforderungen stellen, sondern auch ihren eigenen Ängsten. Sollten sie auch nur an einer Front scheitern, wird die Woge der Finsternis das Licht der Jedi für alle Zeit auslöschen ...

Sei begrüßt, Suchender. Ich werde dich auf deinem Weg begleiten.

Du hast vielleicht schon etwas von der Macht gehört. Die Macht ist ein mystisches Energiefeld. Sie verbindet alle Dinge. Mit ihr kann man Sachen tun, die unmöglich erscheinen, wie Zauberei.

Beschäftigt man sich eingehender damit, stellt man fest, dass gewisse Individuen schon seit Jahrtausenden versuchen, die Macht zu ergründen. Rings um ihre Geheimnisse sind Glaubensstrukturen entstanden, Fraktionen, die sich der einen oder anderen Deutung der Macht verschrieben haben, jede mit ihren eigenen Regeln, wie die Macht genutzt werden sollte. Viele dieser Gruppierungen gehen von der Vorstellung aus, dass sich die Macht in eine Helle und eine Dunkle Seite teilt. Die Dunkle Seite verschlingt. Die Helle bewahrt.

Ist das wirklich so? Denk an einen Fluss. In vielerlei Hinsicht ist ein Fluss ein Quell des Lebens. Doch seine Wasser können ebenso ertränken, überfluten und zerstören. Ist der Fluss damit gut oder böse? Hell oder dunkel?

Sobald man beginnt, die Macht zu studieren, kommen endlos viele Fragen auf, doch die Antwort auf jede einzelne ist dieselbe: Man kann die Macht nutzen, aber nicht verstehen – nicht vollends.

Um die Macht wahrhaftig zu begreifen, müsste man alles verstehen, was existiert, und ihre Verbindung zu allen Dingen. Der kleinste Kie-

sel, die mächtigste Kreatur, das Neugeborene und der Urwald. All das übersteigt unser Begriffsvermögen, die Möglichkeiten selbst unserer leistungsstärksten denkenden Maschinen.

Doch obgleich unser begrenzter Verstand die Macht mit all ihren Irrungen und Wirrungen nicht zur Gänze erfassen kann, sind wir dennoch in der Lage, uns mit den Folgen auseinanderzusetzen, die sich aus der Natur der Macht ergeben. Zum Beispiel: Alles, was geschieht, widerfährt allem und jedem.

Aus dieser Perspektive betrachtet, haben die Entscheidungen jedes einzelnen Geschöpfes mit freiem Willen ungeheure Bedeutung. Unsere individuellen Entscheidungen beeinflussen alles andere. Die gesamte Existenz. Nicht auf abstrakte Weise. Wortwörtlich.

Theoretisch könnten die Entscheidungen eines Einzelnen alles andere auf dramatische, schreckliche Weise beeinflussen. Sollte sich jemand entschließen, seinen freien Willen zu nutzen, um alle übrigen Wesen in ewige Finsternis zu stürzen ... wäre das möglich. Alles kann sterben. Alles kann zerstört werden.

Vielleicht sogar die Macht. Und weil die Macht alles ist, stirbt alles, wenn die Macht stirbt.

Einige in der Galaxis sind sich dieser Möglichkeit bewusst und haben beschlossen, ihr zu trotzen. Wer sind diese Leute? Die, die sich für Licht und Leben entscheiden – nicht bloß mit Worten, sondern mit Taten, mit Aufopferungsbereitschaft, mit jedem bisschen Kraft und Geschick, das sie besitzen.

Fest steht: Es sind mehr, als man denkt. Die Liste derer, die sich erheben und kämpfen, wenn die Dinge am trostlosesten sind, ist lang. Doch eine Gruppe hat sich voll und ganz diesem Krieg gegen die Dunkelheit verschrieben. Wenn alles andere verloren scheint, werden sie da sein, um bis zum letzten Atemzug zu kämpfen, und wenn auch nur, um ein einziges Leben zu retten.

Denn ein Leben, jedes Leben, alles Leben ... ist die Macht. Verbunden mit allen anderen, verbunden mit allen Dingen.

*Das ist es, woran die Jedi glauben.
Das ist der Grund, warum sie kämpfen.
Für alles und jeden.
Für das Leben ... und das Licht.*

ERSTER TEIL

**ERSTARRT DIE LUFT.
GÄHNEND DER ABGRUND.
DEN BLICK ENTSETZT GEN
HIMMEL GEWANDT.**

ZWISCHENSPIEL

»Kommt schon, hopp, hopp!«, rief Ryden Colman. »Wir müssen los!«

Er sah auf die Chrono an seinem Handgelenk. Nicht dass es nötig gewesen wäre. Er wusste ganz genau, wie spät es war: knapp eine Minute später als beim letzten Mal, als er auf die Uhr geschaut hatte.

Ryden musste sich eingestehen, dass seine Nervosität zusehends die Oberhand gewann. Nur: Warum? Selbst wenn sie das Schiff verpassten, das in ein paar Stunden abflog, würde bald darauf ein weiteres starten. Es gab keinen Grund zur Eile, jedenfalls keinen triftigen. Er verhielt sich vollkommen irrational.

Sein Blick wanderte zu den Wolken weißen Staubs, die in der Ferne vor den Fenstern vorbeizogen. Sie sahen aus wie Rauch, waren aber etwas völlig anderes. Und was die Entfernung anging ... nun, der Wind konnte jederzeit drehen.

Ryden lugte erneut auf seine Chrono. »Familie!«, rief er. »Können wir jetzt endlich los?«

Sein Sohn Davet – sechzehn und wunderbar, zugleich jedoch versessen darauf, die hart erworbenen Lebensweisheiten und Entscheidungen seines Vaters bei jeder sich bietenden Gelegenheit infrage zu stellen – kam aus seinem Zimmer. Hinter ihm schwebte ein riesiger Koffer, vollgestopft mit all den Dingen, die ein Jugendlicher für über-

lebenswichtig hielt. Die eingebauten Repulsorliftdüsen hielten ihn in der Luft, aber vorwärtsgeschoben wurde er von ihrem Haushaltsdroiden, einem charmanten Modell, ohne das die Familie inzwischen vermutlich gar nichts mehr auf die Reihe kriegen würde. Sie nannten ihn Sechsbee, eine Abkürzung seiner Modell- und Einheitennummer.

»Ich bin so weit, Paps«, verkündete Davet. »Und Erster bin ich offenbar auch. Mama und Shanna haben noch nicht mal ihre Sachen rausgestellt.«

Das stimmte nur teilweise. Rydens Frau hatte ihr Gepäck bereits unten im Speeder verstaut und drehte seither ihre Runden durch die kleine Wohnung, um sicherzugehen, dass niemand etwas vergessen hatte, was sie auf ihrer Reise brauchen würden. Shanna hingegen, ihre elfjährige Tochter, war tatsächlich nirgends zu sehen, und Ryden malte sich bereits aus, was für ein Kampf es werden würde, sie zum Aufbruch zu drängen.

Noch können wir den nächsten Transporter erwischen, dachte er. Aber dann müssen wir innerhalb der nächsten zehn Minuten hier raus sein.

Davet und Sechsbee machten sich daran, den großen Koffer durch die Eingangstür zu bugsieren. Vorausgesetzt, dass er tatsächlich hindurchpasste, würden sie ihn anschließend mit dem Aufzug ins Erdgeschoss hinunterbringen. Ryden ließ sie gewähren und wandte sich wieder dem Fenster zu.

Er runzelte die Stirn. Die Straßen von Estarvera quollen schier über vor Privatspeedern, großen Transportgleitern und Schwebebussen – manche so voll, dass die Fahrgäste sogar auf dem Dach saßen oder seitlich aufgesprungen waren und sich an den Fenstern festklammerten –, und alle waren sie in dieselbe Richtung unterwegs: zum Raumhafen am Stadtrand. Hier und da stiegen über der Stadt Fahnen dunklen, öligen Rauchs in die Höhe.

Bei so vielen Fahrzeugen ist es kein Wunder, dass es ein paar Unfälle gibt, dachte Ryden.

Das Geräusch ferner Sirenen drang an sein Ohr, gedämpft durch das Fenster, aber dennoch klar zu vernehmen. Der Lärm kam aus mehreren Richtungen gleichzeitig.

Dann fiel ihm etwas ins Auge: ein kleines rosafarbenes Objekt, das auf der anderen Straßenseite auf dem Bürgersteig lag. Die vorübergehenden Passanten achteten nicht weiter darauf – sie wollten bloß schnellstmöglich an ihr Ziel gelangen –, aber Ryden erkannte die Silhouette. Das war eine der Figuren aus einer HoloNetz-Kinderserie, die Shanna voller Hingabe geschaut hatte, als sie noch jünger gewesen war. (Davet ebenfalls, auch wenn er das natürlich nie zugeben würde.)

Barko die Hausmaus *oder irgendwas in der Art*, dachte Ryden. *Shanna hatte seinerzeit auch so eine Puppe, die sie überallhin mitgeschleppt hat.*

Er stellte sich ein Kind vor, den Sohn oder die Tochter von jemand anderem, die ihren kleinen Barko mitgenommen hatten, als ihre Eltern drängten: *Kommt schon, hopp, hopp, wir müssen los*, und sie an der Straße entlang zu ihrem Speeder oder zum nächstbesten Schwebibus scheuchten. Und dann hatte dieses Kind die Puppe in all der Hektik fallen lassen, so wie Kinder es nun einmal tun. Das Kind war stehen geblieben, um das Spielzeug wieder aufzuheben, aber sein Vater oder seine Mutter hatte es weitergezogen, unwillig, auch nur die fünf Sekunden zu opfern, die nötig gewesen wären, um die Puppe zu holen. Fünf Sekunden, damit ihr Nachwuchs wieder glücklich war und nicht mehr so viel Angst hatte ...

Wir haben keine Zeit. Zweifellos hatte der Vater oder die Mutter das gesagt, als ihr Kind in Tränen ausbrach. *Wir müssen weiter.*

Ryden riss die Augen von der Puppe los und ließ den Blick stattdessen über die Stadt schweifen. Von ihrem Apartment hatte man einen fantastischen Ausblick. Es war nicht so, als wären sie reich – ganz gewiss nicht. Tatsächlich brachte die Bäckerei, die er zusammen mit seiner Frau betrieb, kaum genug ein, um die Rechnungen zu be-

zahlen. Vielmehr waren sie durch einen glücklichen Zufall an diese Obergeschosswohnung gekommen, von der aus man die halbe Stadt und die prächtige Meerebene jenseits davon überblickte. Die Industrie und die Bevölkerung der Stadt waren gleichermaßen abhängig von den Tieren und Pflanzen, die in diesem klaren, glitzernden Wasser gediehen, insbesondere von den schier endlosen Seetangwäldern. Normalerweise waren die träge in den Fluten wogenden Algen blaugrün, und das Sonnenlicht schimmerte durch sie hindurch wie durch bunten Transparistahl. Doch jetzt hatten sich ganze Abschnitte grauweiß verfärbt. Ryden konnte sehen, dass der Wind Wolken einer ascheartigen Substanz von den Tangwäldern fortwehte; fast wirkte es, als würden sich die Pflanzen vor seinen Augen in nichts auflösen.

Anfangs hatten die HoloNetz-Nachrichten das als Seuche bezeichnet, aber inzwischen war dieses Phänomen auf immer mehr Welten überall in der Galaxis aufgetaucht, und jetzt nannte man es nur noch die *Verderbnis* – eine heimtückische Gefahr, die jeder kannte und fürchtete. Und nun trieben gewaltige Wolken von dem Zeug langsam auf die Stadt zu. Auf Rydens Zuhause. Auf seine Familie.

Was würde wohl passieren, wenn man es einatmete?, fragte er sich.

Er wandte dem Fenster den Rücken zu und rief laut in die Wohnung: »Wir haben keine Zeit mehr! Wir müssen *los!*«

Zwei Stunden später saß die vierköpfige Familie (fünfköpfig, wenn man Sechsbee mitzählte, oder sogar sechsköpfig, wenn man auch noch das Schuppenschweinchen Florg berücksichtigte, Shannas Haustier, das sie unter gar keinen Umständen hatte zurücklassen wollen) im Stau vor dem Raumhafen und wartete auf eine Gelegenheit, das Gelände zu betreten und das nächstbeste Schiff zu besteigen, das den Planeten verließ. Wohin der Flug ging, war dabei zweitrangig – solange sich an ihrem Zielort nur nicht auch die *Verderbnis* durch die Landschaft fraß.

Der bizarre weiße Tod bewegte sich nur langsam, aber das machte ihn nicht weniger entsetzlich. Millimeter um Millimeter breitete er

sich aus, in sämtliche Richtungen, und verwandelte erst alles Lebendige, später jedoch auch Stein und Erde in eine grässliche ascheartige Substanz. Alle Versuche, die Verderbnis zu verbrennen oder durch Energiebarrieren einzugrenzen, waren gescheitert. Manchen Berichten zufolge ließ die Plage sogar die Systeme von Schiffen ausfallen, die darüber hinwegflogen. Und die Passagiere konnten sich ebenfalls damit anstecken ...

Nun war die Verderbnis nach Estarvera gekommen. Sie griff nur träge um sich, aber gleichzeitig konnte nichts sie aufhalten, und neue Seuchenherde entstanden ganz ohne Vorwarnung. Zunächst waren sie winzig klein, doch sie wuchsen. Sie wuchsen immer.

Jeder, der den Planeten verlassen konnte, tat genau das.

»Wir sind fast da, Ry«, sagte seine Frau und legte ihm beruhigend die Hand auf den Arm. Er drehte den Kopf zu Calina, mit der er nun schon seit über zwanzig Jahren sein Leben teilte, und nickte zuversichtlich, während sie sich wieder auf die Straße konzentrierte. Auf dem Weg zum Raumhafen hatten sie mehr als genug Unfälle gesehen, und eine weitere Verzögerung war so ziemlich das Letzte, was sie gerade gebrauchen konnten.

Ryden warf einen kurzen Blick auf die Rückbank. Davet lauschte auf seinen Kopfhörern Musik, die Augen auf die angespannte Szene draußen gerichtet, und Shanna spielte mit Florg – jetzt gerade wollte sie die Kreatur dazu bewegen, mit ihren stummeligen kleinen Flügeln ein paar Zentimeter in die Luft emporzuflattern. Der Droide der Familie hatte sich vor den Füßen der Kinder zusammengefaltet und schlummerte im Bereitschaftsmodus, um seine – nach den vielen Jahren nicht mehr ganz zuverlässige – Energiezelle zu schonen.

»Du weißt, dass wir Sechsbee vermutlich nicht mitnehmen dürfen, oder?«, fragte Ryden seine Frau mit gedämpfter Stimme. »Florg vielleicht auch nicht. Im HoloNetz hieß es, dass sie Passagiere priorisieren. Keine Fracht ... egal welcher Art. Wir können von Glück reden, wenn sie uns unser Gepäck lassen.«

Calina antwortete nicht, aber er sah das Zucken ihrer Lippen, während sie seine Worte verdaute. Übersetzen ließ sich die kleine Geste mit: *Ja, ich weiß, doch das heißt nicht, dass es mir gefällt.*

Kurz hatte Ryden ein schlechtes Gewissen, schließlich war es seine Entscheidung gewesen, Estarvera zu verlassen – zumindest fürs Erste. Das war die Dynamik in ihrer Beziehung: Calina konzentrierte sich darauf, dass sie am nächsten Tag Brot backen konnten, wohingegen er darüber nachdachte, wie sie nächstes Jahr noch Brot backen sollten. Die Berichterstattung über die Verderbnis hatte er genau verfolgt, und als die Plage ihre Heimat erreichte, hatte Ryden sofort begonnen, Pläne für eine potenzielle Flucht zu schmieden.

Ihre Ersparnisse reichten aus, um Estarvera zu verlassen und sich ein Weilchen über Wasser zu halten, falls sie nicht gleich zurückkehren konnten. Oder – er zögerte, auch nur über diese Möglichkeit nachzudenken – falls sie überhaupt nicht zurückkehren konnten. Sie hatten Tickets nach Felucia, wo Calinas Bruder lebte; es würde ziemlich eng und ungemütlich werden, aber es würde schon reichen, bis ...

Ein grummelndes Geräusch ertönte aus Richtung des Raumhafens. Es klang, als würde sich eine Welle am Strand brechen, nur tiefer und ...

»Warum wackelt der Speeder?«, rief Shanna von hinten, eher neugierig als verängstigt.

Ryden wechselte einen Blick mit Calina.

Erdbeben?, fragte sie mit den Augen.

Er drehte den Kopf, um nach hinten zu schauen, wo sich Speeder an Speeder reihte, alle auf dem Weg zum selben Ziel. Vor und neben ihnen sah es auch nicht besser aus. Die Stadt war alt, mit schmalen Straßen, die nicht für so viel Verkehr ausgelegt waren.

Das Grummeln wurde lauter, schwoll zu einem Grollen an, und nun mischte sich das Kreischen von berstendem Metall hinein, als irgendetwas Riesiges in sich zusammenbrach.

»Sieh dir das an«, sagte Calina, ihre Stimme untypisch leise.

Der Raumhafen dominierte den Ausblick aus der Windschutzscheibe des Speeders: eine elegante, silbern schimmernde Schale, bei deren Anblick Ryden unwillkürlich an Anflugvektoren und Orbits denken musste. Er bewunderte das Gebäude, auch wenn er den Planeten nicht mehr verlassen hatte, seit er mit Calina zusammengekommen war.

Nun ... veränderte sich etwas. Die beiden nach oben geschwungenen Seiten der Schale neigten sich einander entgegen wie zwei Liebende, die die Arme ausstreckten, um sich zu berühren.

Im ersten Moment konnte Ryden nicht begreifen, was da vor sich ging. Es passierte gleichzeitig schnell und langsam ... und dann plötzlich nur noch schnell. Der Raumhafen – zumindest der Teil, den man über die Dächer der davorstehenden Gebäude sehen konnte – stürzte ein. Erst sackte der Mittelteil nach unten, dann folgten die Seiten, und eine Wolke aus grauweißem Staub nahm ihren Platz ein. Eine Wolke, wie Ryden sie schon vor zwei Stunden durch das Fenster seiner Wohnung gesehen hatte.

Das ist die verdammte Verderbnis!

»Raus aus dem Speeder«, befahl er, sein Ton schärfer als beabsichtigt. »Alle. Sofort.«

»Ryden, wie sollen wir ...?«

Er fuhr herum und erinnerte Calina mit einem Blick daran, dass sein Instinkt während der vergangenen zwanzig Jahre fast immer richtig gewesen war.

»Wir müssen hier raus. Lasst alles zurück.«

Sechsbees Sensoren hatten die Unterhaltung aufgeschnappt, und die himmelblauen Augen des Droiden leuchteten auf, während er sich aus seiner Schlafposition aufrichtete.

»Kann ich behilflich sein?«, fragte die Maschine.

»Schaff die Kinder aus dem Speeder«, wies Ryden sie an, bevor er die Fahrertür öffnete.

Panik machte sich breit, und das nicht nur in seiner Familie, sondern unter all den Wesen, die auf der schmalen Zufahrtsstraße vor dem Passagierterminal festsaßen – oder dem, was einmal das Terminal gewesen war. Ryden sah das Szenario deutlich vor seinem geistigen Auge: Die Verderbnis hatte sich zum Raumhafen durchgefressen, aber nicht an der Oberfläche. Nein, sie hatte das Gestein und die Fundamente darunter zersetzt, bis der gesamte Komplex in eine gähnende Grube aus grauweißer staubiger Zerstörung stürzte.

Er wandte sich wieder seiner Familie zu, die inzwischen größtenteils neben dem Speeder auf der Straße stand, gemeinsam mit zahlreichen anderen Familien: Männer, Frauen, Kinder, Droiden, sogar ein paar Tiere. Den Ersten dämmerte bereits, was vor sich ging, und sie rannten los, so schnell sie konnten. Jemand stieß Davet grob aus dem Weg, und der Junge stolperte, aber Ryden griff nach seinem Arm und stützte ihn.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

Sein Sohn nickte. Er wirkte in diesem Augenblick schrecklich jung.

»Du musst auf deine Schwester aufpassen«, wies Ryden ihn an. »Rennt in diese Richtung, jetzt gleich. Deine Mutter und ich sind direkt hinter euch.«

Davet sah sich nach Shanna um und nahm sie beim Arm. Sie hielt die kleine Tasche mit ihrem Schuppenschweinchen in der freien Hand. Und wenn Davet gerade wie ein kleiner Junge aussah, dann wirkte seine Schwester wie ... ein Baby. Aber trotzdem rannten sie los und versuchten, sich nicht von den anderen Flüchtenden gegen die stehen gelassenen Fahrzeuge schubsen zu lassen.

Sechsbee, der den Speeder inzwischen ebenfalls verlassen hatte, wartete auf neue Anweisungen. Ryden tippte gegen den Schädel des Droiden und deutete dann hinter seinen Kindern her. »Bleib bei ihnen!« Er musste schreien, um den Lärm ringsum zu übertönen. »Beschütze sie!«

Der Droide piepste noch eine leise Bestätigung, dann war er ebenfalls verschwunden.

Ryden rannte zur anderen Seite des Speeders, wo Calina sitzend wartete, die Augen ruhig nach vorn gerichtet.

»Du solltest gehen«, sagte sie.

»Vergiss es.«

Er beugte sich vor, schlang einen Arm um die Hüfte seiner Frau, den anderen unter ihre Beine, und hob sie hoch. Mit diesem Manöver hatte er Erfahrung; er führte es jeden Abend durch, wenn er sie von ihrem Schwebestuhl zu ihrem gemeinsamen Bett trug.

Diesmal legte er sich Calina über die Schulter, und dann rannte er ebenfalls los, so schnell es ging, auch wenn er sofort einen tiefen, stechenden Schmerz in seinem Rücken spürte.

Von hinten wehte der Wind Schreie und dieses endlose, dumpfe Grollen heran.

Hat das Zeug etwa die gesamte Stadt unterhöhlt?, fragte sich Ryden.

Er konnte nicht schneller rennen – und auch nicht viel weiter. Aber er versuchte trotzdem beides, bis gar nichts mehr ging.

Ryden stürzte zu Boden, und Calina fiel mit ihm, die Arme erhoben, um ihren Kopf zu schützen, während sie über den Boden rollte. Das Tosen hinter ihnen nahm weiter an Urgewalt zu, während es näher kam, und Sekunden später gab es nur noch den Lärm und die Furcht, sonst nichts. Ryden kroch zu seiner Frau hinüber, presste sie an sich und schloss die Augen. Dann warteten sie gemeinsam auf das Ende.

Lange mussten sie nicht warten.

Aber es war nicht das Ende, mit dem sie gerechnet hatten.

Das Grollen verstummte. Zurück blieb eine dunstige graue Stille, unterbrochen von vereinzelt seltsamen Geräuschen: Wasser, das aus gebohrten Leitungen plätscherte; Funken, die aus zerstörten Schaltkästen sprühten; das Wimmern von Verwundeten.

Ryden öffnete die Augen, blickte erst seine Frau an – sie lebte, war

unverletzt – und dann in die Richtung, in der sich bis vor Kurzem der Raumhafen befunden hatte. Nichts war mehr übrig. Die Gebäude, die Terminals, die Schiffe und Gleiter, die Wesen, die von dem Einsturz erfasst worden waren – alles war in eine tiefe, mit Schutt angefüllte Grube gerissen worden. Ihr äußerer Rand war keine zwei Meter von Rydens linkem Fuß entfernt.

Er starrte in diesen gähnenden Schlund und sah, dass die Ränder aschgrau waren. Tot. Leblos.

Verderbt.

»Ryden.« Calinas Stimme war ein heiseres Krächzen, als würde die Verderbnis selbst aus ihr sprechen. »Wo sollen wir jetzt hin?«

1. KAPITEL

DER JEDI-TEMPEL

Bree stieg in die Dunkelheit hinab, zu einem Ort, wo sie eigentlich nicht sein sollte. Das hatte man ihr ausdrücklich erklärt.

Sie war gerade erst neun – jung für ein Mitglied des Jedi-Ordens, aber vergleichsweise alt für die jüngste Gruppe von Schülern, die im großen Tempel des Ordens auf Coruscant ausgebildet wurden: den passend betitelten Jünglingen.

Bree nahm eine weitere Stufe und blickte dann über die Schulter zurück. Hinter ihr strahlte verlockend ein Bogen aus Licht – der Weg zurück nach oben, zu den Hauptebenen des Tempels. Gerne wäre sie zurückgegangen, zu ihren Freunden, ihren Lektionen, zur Sonne und dem Licht.

Aber sie hatte eine Aufgabe zu erledigen. Also richtete sie die Augen wieder auf die Stufen und stapfte mit einem Seufzer weiter.

Die Treppe war uralt. Zugegeben, alles im Jedi-Tempel war alt, doch es sah nicht so aus; Wartungsdroiden sorgten dafür, dass alles makellos strahlte. Diese Treppe war anders. Die Kanten der Stufen bröckelten ab, in den Ecken lagen Staub und Schmutz und sogar tote Insekten. Zum Glück fürchtete sich Bree nicht vor Insekten. Ihre Freundin Toko? Das war eine andere Geschichte. Aber Bree vertrat die Ansicht, dass Lebewesen Lebewesen waren, egal ob klein oder groß.

Tiefer und tiefer nach unten führte die Treppe, erhellt von den Leuchtkugeln entlang der Wände. Normalerweise brauchte man hier kein Licht – nicht zuletzt, weil die Jedi ja selbst das Licht in sich trugen –, aber als sich herauskristallisiert hatte, dass diese Treppe wieder öfter in Gebrauch sein würde, hatte jemand die Kugeln installiert.

Wird es immer wärmer?, fragte sich Bree.

Sie berührte die Wand. Tatsächlich! Sie hatte es sich also nicht nur eingebildet. Der Stein war nicht heiß, nicht wie eine Flamme – es fühlte sich eher an wie eine sonnenerwärmte Bodenplatte auf einer der zahlreichen Terrassen des Jedi-Tempels hoch über ihr. Aber hier unten schien die Sonne nicht ...

Stirnrunzelnd zog Bree die Hand zurück.

Sie setzte ihren Weg fort, schneller jetzt, um die Sache möglichst bald hinter sich zu bringen.

Sie hätten mir so etwas nicht auftragen sollen, dachte sie. *Ich bin nur ein Kind. Sie sind alle viel älter und stärker. Sicher hätten sie auch einen anderen Weg finden können.*

Nur gab es keinen anderen Weg. Bree mochte bloß ein Kind sein, doch sie hatte Augen und Ohren, und die erwachsenen Jedi waren alle mit den schrecklichen Krisen beschäftigt, die tonnenschwer auf dem Orden lasteten und alle gleichzeitig gelöst werden wollten. Außerdem waren viele Jedi-Ritter ...

Tot, dachte sie. *Sie sind tot. Ermordet und gefressen von diesen Monstern. Den Namenlosen.*

Kein schöner Gedanke, erst recht nicht, wenn man tief unter dem Tempel eine immer enger werdende Treppe hinabstieg. Die Wände hatten inzwischen von grob behauenen Steinblöcken zu nacktem Fels gewechselt, der aussah, als wäre er geschmolzen und dann wieder erstarrt. Als wäre er ... *verwundet*.

Aber Bree hatte eine wichtige Nachricht zu übermitteln, und das ging nur persönlich. So weit unten hatten Kommunikationsgeräte

nämlich keine Verbindung mehr zur Oberfläche, und Droiden waren zu langsam, ganz abgesehen davon, dass der Orden nicht allzu viele Einheiten besaß und diese gerade mit ihren eigenen wichtigen Pflichten beschäftigt waren.

Also schickte man Jedi, die noch nicht gut genug für andere Aufgaben waren – die Jünglinge.

Bree hatte keine Angst. Nein, sie war tapfer. Das hatte sie hier im Orden gelernt. Aber sie sah auch keinen Grund, warum sie sich nicht beeilen sollte.

Und so hastete sie die Stufen hinunter, immer zwei auf einmal, während sich in ihrem Hinterkopf der Gedanke festsetzte, dass sie verfolgt wurde. Dass simultan mit ihren eigenen Schritten hinter ihr scharfe Krallen auf dem Stein klackten. Falls das Monster zuerst unten ankam, würde ihr niemand helfen können, wenn sie selbst den Fuß der Treppe erreichte ... da würden nur noch kreideartige Statuen sein, die wie Jedi aussahen, und wenn man sie berührte ...

Brees Fuß setzte hart auf dem Rand der letzten Stufe auf. Sie rutschte nach vorn, fiel und spürte, wie sie sich die Haut an Knien und Handflächen aufschürfte.

»Au!«, entfuhr es ihr.

Einen Moment später lag sie der Länge nach auf dem schmutzigen Steinboden, der inzwischen nicht mehr nur warm, sondern eindeutig heiß war. Ein und aus atmete sie, ein und aus, und die Techniken, die man sie gelehrt hatte, halfen, den Schmerz, den Schrecken und die Panik in den Griff zu bekommen. Schon bald konnte sie die Macht wieder spüren, die Bree als einen Freund betrachtete – einen Freund, der ihr helfen konnte, die fantastischsten Dinge zu bewerkstelligen, wenn sie auf die richtige Weise fragte. Für die meisten Fragen mangelte es ihr bislang noch an der nötigen Konzentration, doch allein das Wissen, dass die Macht da war, schenkte ihr Ruhe und Zuversicht.

Du bist eine Jedi, dachte sie. Also hoch mit dir, Mädchen.

Bree stemmte sich auf die Beine, wischte sich den Schmutz von Händen und Knien und spähte dann den schwach erhellten Korridor hinab, in den die Treppe mündete. An seinem Ende wurde das Licht heller.

Na also. Fast da.

Bree arbeitete sich durch den Gang vor, und als sie das Ende erreichte, rannte sie bereits wieder. Der große Raum vor ihr bestand aus dem gleichen nackten Fels wie der Rest der Katakomben, nur dass er hier zu schimmern und zu glühen schien.

Die Macht war ebenfalls hier. Bree konnte sie deutlich wahrnehmen; sie fühlte sich noch immer wie ein Freund an, aber eher wie die Art Freund, die ständig dumme Ideen hatte. Die einen zu Abenteuern überreden wollte, für die man garantiert Ärger bekam. Es gefiel Bree nicht.

Auf der anderen Seite dieses Raumes lag ein großer, weiter Durchgang mit einer offenen Tür aus rostigem Metall, so dick wie die Hüllenplatten eines Sternenkreuzers. Das war das Ziel, das man ihr genannt hatte.

Immerhin würden hinter dieser Tür weitere Jedi warten. Erst bei diesem Gedanken merkte Bree, wie allein sie sich in den langen, düsteren Gängen gefühlt hatte. Mehr noch, sie hatte es *gehasst*, obwohl sie gelernt hatte, dass man nicht hassen sollte.

Der Raum jenseits der Tür war größtenteils leer – abgesehen von den Jedi natürlich. Jeder Menge Jedi. Die meisten saßen in einem Kreis auf dem Boden, ihre Gesichter konzentriert, ihre Augen geschlossen. Eine Art Summen hüllte sie ein, aber es war kein Geräusch, sondern etwas, das man fühlen konnte. Bree glaubte, dass es das Summen ihres Freundes, der Macht, war.

Sie konnte nicht erkennen, was sich innerhalb des Kreises befand, doch sie wusste es trotzdem. Man hatte die Jünglinge deswegen gewarnt, und sie alle tuschelten darüber, auch wenn keiner von ihnen es gesehen hatte. Die Erwachsenen nannten es die Verderbnis, und

sie war genauso schrecklich wie die Namenlosen. Vielleicht sogar noch schrecklicher.

Nicht alle Jedi meditierten in dem Kreis. Ein paar saßen weiter hinten an die Wand gelehnt oder lagen ausgestreckt auf dem Boden und benutzten ihre Tempelroben als Kissen, während sie schliefen. Es machte Bree ein wenig traurig, zu sehen, wie schmutzig der weiße und goldene Stoff hier unten geworden war. Oben im Tempel waren die Jedi immer makellos.

Dann blickte sie an sich hinab und stellte fest, dass sie auch nicht besser aussah. Nach ihrem Sturz sogar eher noch schlimmer.

Eine Handvoll Jedi saß auf Vorratskisten, wo sie aus bauchigen Flaschen tranken, an Nutririegeln knabberten und sich mit gedämpften Stimmen unterhielten. Bree kannte ihre Namen nicht; seitdem die Hüterprotokolle in Kraft getreten waren und man die Jedi von all den Außenposten am Äußeren Rand zum Tempel zurückgerufen hatte, gab es hier zu viele neue Gesichter, um den Überblick zu behalten.

Die beiden, die Bree am nächsten saßen, waren eine Menschenfrau mit langem braunem Haar und heller Haut und ein Twi'lek, dessen Lekku in wunderschönem Blau von seinem Kopf herabgingen.

Die Frau bemerkte Bree zuerst. »Jüngling, du solltest nicht hier sein«, sagte sie, ihre Stimme besorgt, aber nicht verärgert. »Dies ist ein gefährlicher Ort.«

»Man hat mich hergeschickt«, erklärte Bree. »Von oben.«

Sie deutete in die Richtung, aus der sie gekommen war, auch wenn sich die Geste schrecklich albern anfühlte.

»Ich verstehe«, schaltete sich der Twi'lek ein. »Du sollst eine Nachricht von der Oberwelt an uns Maulwürfe überbringen.«

»Bitte, Stalwick, Ihr seht doch, wie angespannt das arme Mädchen ist«, tadelte die weibliche Jedi.

»Verzeiht, Meisterin Byre«, erwiderte der Twi'lek. »Ich wollte nur ein wenig die Stimmung auflockern.«

Oh, dachte Bree. Dann sollte das mit den Maulwürfen wohl ein Scherz sein.

»Ich soll Meister Yoda holen«, berichtete sie. »Da ist etwas, das er sehen muss.«

Die Miene des Twi'lek verhärtete sich unmerklich. Es erinnerte Bree an den Gesichtsausdruck, den die Lehrmeister manchmal hatten, kurz bevor sie den Jünglingen einen schwierigen Machttrick demonstrierten. Die beiden standen auf und tippten ihre Nebenmänner an. Diese blinzelten müde.

»Yoda wird oben benötigt«, erklärte Meisterin Byre. »Wir müssen ihn aus der Meditation ziehen.«

Keiner der anderen stellte Fragen; sie akzeptierten die Situation wortlos und gingen gemeinsam zu dem Kreis der Meditierenden, wo sie sich freie Plätze zwischen den Sitzenden suchten und die Augen schlossen. Das seltsame Summen der Macht, das Bree bereits zuvor wahrgenommen hatte, wurde lauter.

Nur dass sie jetzt nicht mehr darauf achtete. Denn als ein paar der anderen zur Seite rutschten, um den Neuzugängen in ihrem Kreis Platz zu machen, erhaschte sie einen Blick auf das, was in der Mitte dieses Kreises lag.

Bree konnte ein Keuchen nicht unterdrücken. Denn ungeachtet ihrer Ausbildung und der vielen Übungen mit den Lehrern, um ihre Furcht zu kontrollieren, war sie immer noch ein neunjähriges Mädchen, und als sie fünf Meter vor sich den Gestalt gewordenen Tod sah mit nichts weiter zwischen sich und ihm als einer Reihe erschöpfter Jedi, die all ihre Kraft aufbringen mussten, um die Ausbreitung der Plage aufzuhalten ... da hatte sie schreckliche Angst.

Das ist die Verderbnis, dachte sie. Sie ist hier, direkt hier, unter dem Tempel!

Es war ein Fleck grauweißer Fäulnis, staubig und leblos. Das Gegenteil einer Blume oder eines Schmetterlings oder irgendeines anderen Lebewesens. Das Gegenteil eines Freundes.

Nichts konnte sie aufhalten, so hieß es. Sie verschlang einfach alles, was sie berührte, machte es zu mehr von sich selbst. Und nun war sie hier, nur ein paar Treppen vom Tempel entfernt. Die Jedi hielten die Verderbnis zurück, aber sie wirkten alle so schrecklich müde.

Wie lange können sie das noch durchhalten? Sicher nicht ewig.

Bree spürte Tränen in den Augen. Das war einfach zu viel für sie.

Einer der anderen Jedi, der sich ausgeruht hatte, trat auf den Kreis zu und stellte sich hinter eine kleine Gestalt – kleiner als die anderen. Sie hatte blassgrüne Haut, einen größtenteils kahlen Kopf, auf dem nur ein paar lichte Strähnen weißen Haares sprossen, und große spitze Ohren. Natürlich kannte Bree diese Gestalt. Alle Jedi kannten sie. Es war Yoda. Der uralte Großmeister brachte den Jünglingen des Tempels regelmäßig wichtige Lektionen bei. Denn obwohl er Hunderte Jahre alt war, nahm er sich doch für jedes Kind Zeit, das der Obhut des Ordens übergeben wurde.

Jetzt gerade lächelte er. Seine Augen waren geschlossen, sein Gesicht strahlte Frieden aus. Bis der andere Jedi ihn leicht an der Schulter berührte. Danach löste sich das Lächeln auf wie der Rauch einer ausgeblasenen Kerze. Mit langsamen Bewegungen stand Yoda auf, wobei er sich von dem anderen Jedi helfen ließ, und ein leises Ächzen hallte an Brees Ohren. Die restlichen Jedi und Meister im Kreis verlagerten währenddessen das Gewicht, und es schien, als würde jetzt ein noch viel größeres Gewicht auf ihren Schultern lasten. Bree begriff sofort.

Nicht mal vier von ihnen können Yoda ganz ersetzen, dachte sie.

Der kleine Großmeister schüttelte den Kopf, als würde er aus einem Traum erwachen, dann kam er langsam und leicht humpelnd auf Bree zu. Eigentlich wollte sie sich der Verderbnis nicht noch weiter nähern, doch sie zwang sich, ihm entgegenzugehen. Ein Glück, denn so konnte sie gerade noch rechtzeitig den Arm ausstrecken und ihn stützen, als Yoda ins Stolpern geriet.

Er wog fast nichts, wie ein Baby.

Sie half ihm, sich wieder aufzurichten, und er lächelte.

»Danke, Bree.«

Yoda sah sich in der Höhle um, bis sein Blick an einem kurzen knorrigen Stück Holz hängen blieb, dessen oberes Ende zu einer Art Griff geformt war. Er hob eine kleine grüne Hand, und der Stock flog quer durch den Raum in seine erwartungsvoll gespreizten Finger. Anschließend stellte Yoda den Stock auf den Boden und verlagerte sein Gewicht nach vorn. Ein leises unzufriedenes Brummen kam über seine Lippen.

»Eine Verletzung aus alten Tagen es ist«, erklärte der Großmeister. »Verschlimmert durch die Anstrengung. Aber schon bald wieder gut es mir gehen wird, keine Sorge.«

Bree war nicht sicher, ob Yoda mit ihr oder zu sich selbst sprach.

Wie alt er aussieht, dachte sie traurig. *Natürlich weiß jeder, dass er alt ist, aber so alt hat er noch nie ausgesehen.*

»Hergeschickt man dich hat?«, fragte Yoda, und seine dunklen Augen richteten sich auf Bree. »Welchen Grund der Rat hatte? Lang der Weg ist und wichtig meine Arbeit hier.«

»Es tut mir leid, Großmeister Yoda«, erwiderte Bree. »Sie haben mir nicht viel gesagt, nur dass die Auswahl der Neun bald beginnen soll. Falls man Euch hier entbehren kann, so hofften die Meister, dass Ihr ...«

Yodas Augen weiteten sich ein wenig, und er brummte leise. Sein Stock klackte auf dem Felsboden, als er in Richtung Ausgang losstapfte.

»Ja, zugegen sein dabei ich sollte«, murmelte er. »Komm, kleine Bree. Kein Ort für einen Jüngling dies ist.«

Da konnte Bree ihm nur zustimmen.

Das Lied der Macht kündete von Unheil, und Avar Kriss fand keinen Schlaf. Sie saß in ihrem Zimmer im Jedi-Tempel, den Rücken gegen die glatte Steinwand gelehnt, die nackten Beine an die Brust gezogen.

Neben ihr hob und senkte sich gleichmäßig Elzar Manns Brust, während er in ihrem Bett schlief. Sie lauschte seinem Atem ebenso, wie sie dem Lied in ihrem Kopf lauschte.

Die Macht hatte sich ihr immer schon als Musik dargestellt, und sie hatte gelernt, ihre Harmonien zu interpretieren, aber bisweilen konnte das Lied auch trügerisch sein. Da die Macht ein Teil von allem war, erzeugten die kleinsten Insekten ebenso komplexe Melodien wie ganze Sonnensysteme. Mehr als dreißig Jahre hatte Avar in den Hallen des Jedi-Tempels studiert und immer neue Wege gefunden, ihre Wahrnehmung zu verfeinern, das Gehörte und seine Bedeutung noch genauer zu deuten. Meistens jedenfalls. Manchmal verlor sie sich auch; dann war es, als würde sie neben sich stehen, und sie musste all ihre Konzentration aufbringen, um sich zu sammeln.

So war es bei allen Jedi, die die Macht einsetzten. Jeder nahm sie auf seine ganz eigene Weise wahr, aber ihre Kraft, ihre Tiefe, ihre Erhabenheit ... die spürten sie alle.

Was höre ich da?, fragte sich Avar. Diese Noten des Unheils, die sich durch das Lied ziehen ... stammen sie von anderen Jedi im Tempel? Wenn wir wach sind, können wir unsere Ängste verbannen, aber wenn wir schlafen ... Unsere Träume liegen jenseits unserer Kontrolle.

Obwohl Elzar das vielleicht anders sehen würde, fügte sie in Gedanken hinzu, während sie im gedämpften Licht, das durch die Fenster hereinfiel, sein ruhiges, friedliches Gesicht betrachtete.

In letzter Zeit hatten sie wann immer möglich die Nacht miteinander verbracht. Es gab ein wortloses Einvernehmen zwischen ihnen, dass ihre Pflichten dem Orden gegenüber stets Vorrang hatten. Wegen der zahlreichen Aufgaben und Missionen, die ihnen anvertraut wurden, kam es nur selten vor, dass sie beide längere Zeit am selben Ort waren. Deshalb versuchten sie, jeden gemeinsamen Moment, den die Macht ihnen schenkte, voll auszukosten.

Avar konnte spüren, dass der Morgen nahte. Sie seufzte. Heute Nacht würde es mit Schlaf wohl nichts mehr werden.

Ein leises Summen ertönte von dem Datenblock, der unweit des Bettes auf dem kleinen, schlichten Schreibtisch lag. Avar griff nach dem Gerät und rief die eingegangene Nachricht auf. Sie war mit der höchsten Sicherheitsfreigabe markiert. Als Avar die Zeilen überflog, rann ein Schauer durch ihren gesamten Körper.

»Was ist?«, fragte Elzar, seine Stimme leise und belegt vom Schlaf.

»Es tut mir leid«, sagte sie. »Ich wollte dich nicht wecken.«

»Hast du auch nicht – sondern die Nachricht auf deinem Datenblock.« Er rollte sich zu ihr herum, stützte sich auf einen Ellbogen und kratzte seinen dunklen Bart. »Es fühlte sich an, als würde deine Seele in Eiswasser getaucht.«

Avar seufzte. Ihre Verbindung mit Elzar war einzigartig: Freundschaft, Liebe, Zuneigung, verstärkt und akzentuiert durch das Lied der Macht. Es war nicht so, als könnten sie die Gedanken des anderen lesen. Es war keine Telepathie. Aber die normale emotionale Wahrnehmung der Jedi ging bei ihnen beiden viel tiefer. Was der eine fühlte, fühlte auch der andere. Und dieses Band war noch viel stärker geworden, seit sie ihre ... Beziehung akzeptiert hatten, wie immer man sie auch nennen wollte.

Avar Kriss liebte Elzar Mann, und Elzar liebte sie ebenfalls. Es war so simpel und gleichzeitig so unendlich kompliziert.

»Es war eine Nachricht vom Jedi-Rat.« Sie hielt den Datenblock hoch. »Man hat mich gebeten, an einer Mission teilzunehmen, die uns sowohl gegen die Verderbnis als auch gegen die Namenlosen weiterbringen soll. Aber es ist kein Befehl, nur eine Bitte. Wenn ich Nein sage, werden sie sich an einen anderen Jedi wenden.«

Elzar nickte. »Das tun sie, um die Leute nicht unnötig unter Druck zu setzen. Man soll das Gefühl haben, dass man ablehnen kann, wenn man wirklich will«, sagte er. »Und diese Mission ... Wie übel ist es?«

Avar blickte erneut zu den Worten auf dem Datenblock hinab. Es gab kaum Details, aber allein die oberflächliche Beschreibung ...

»Ich bin nicht sicher, ob jemand lebend von so etwas zurückkommt«, murmelte sie. »Und der Rat ebenso wenig, das schreiben sie auch. Sie wissen, was sie verlangen.«

Elzar hob den Arm und strich eine Strähne von Avars blondem Haar hinter ihr Ohr. Nachdem seine Hand einen Moment lang auf ihrer Wange verharret hatte, bewegte er sie weiter, in Richtung des Schreibtisches, wo er gestern bis spätabends gearbeitet hatte, um mehr über irgendeine fast vergessene esoterische Machttechnik zu lernen. Sein eigener Datenblock schwebte von der Tischplatte hoch und landete in Elzars ausgestreckter Hand.

Ohne ein Wort aktivierte er das Gerät, und als er ein paar Sekunden später wieder aufblickte, wusste Avar genau, was er sagen würde, noch ehe er den Mund öffnete.

»Ich habe kein Gesuch erhalten.«

Elzar legte den Datenblock auf das Bett und platzierte die Hand darüber. Sein Mundwinkel zuckte nach oben, ein kleines Eingeständnis an die galaktische Ironie, dass man letztlich kaum Kontrolle über sein eigenes Schicksal hatte. Die einzige Konstante im Leben war, dass es keine Konstante gab.

Die beiden Jedi blickten einander an. Da war sie nun, diese Prüfung, die früher oder später unausweichlich gewesen war. Sie hatten beide gehofft, dass es später so weit sein würde, nicht früher. Und dass sie nicht so schwerwiegend ausfallen würde. Es war gut möglich, dass ihr nächster Abschied voneinander auch der letzte sein würde.

»Du musst gehen«, sagte Elzar.

»Noch nicht«, erwiderte sie.

Der Morgen brach an, und als sich die Sonne über den Horizont schob, kroch warmes Licht ins Zimmer. In seinem Schein konnte Avar Elzars Gesicht deutlich sehen. Er wollte nicht, dass sie ging, Jedi-Pflichten hin oder her. Er wollte nicht, dass sie die Mission annahm, wollte nicht verlieren, was sie aller Umstände zum Trotz gefunden hatten.

Und sie wollte es ebenso wenig verlieren, Jedi-Pflichten hin oder her.

Ein weiteres Summen erklang, aber diesmal stammte es von Elzars Datenblock, und er senkte langsam den Blick.

»Vielleicht hat jemand die Mission abgelehnt«, vermutete er. »Oder sie schicken die Gesuche eins nach dem anderen ab.«

»Macht es denn einen Unterschied?«, fragte Avar.

»Nicht im Geringsten«, antwortete er.

Ohne ein weiteres Wort tippten sie beide ihre Datenblöcke an und bestätigten, dass sie der Bitte des Rates Folge leisten würden. Binnen Sekunden ging eine weitere Nachricht ein, diesmal an beide gleichzeitig. Sie enthielt genauere Details über die Einsatzbesprechung, unter anderem wo und wann sie stattfinden würde.

»In einer Stunde«, brummte Elzar. »Dann machen wir uns besser fertig.«

»Noch nicht«, sagte Avar und streckte die Arme nach ihm aus.

Elzar Mann atmete tief ein. Die Luft roch nach wachsendem Leben, nach fruchtbarer Erde und Blüten. Die Pflanzen bedeckten jeden Zentimeter des Bodens, ausgenommen nur die schmalen Fußpfade, die sich durch den Raum schlängelten. Die Wände waren hoch genug, dass sich mehrere Bäume zu ihrer vollen Höhe emporrecken und lange Kletterranken von Nischen herabbaumeln konnten.

Die Decke barg ein künstliches Wettersystem und war darauf programmiert, einen vollen Tag-Nacht-Zyklus für die Pflanzen zu simulieren. Als Teil der allumfassenden Umgebungskontrolle des Tempels konnte sie sogar Regen erzeugen – ein leichtes, gleichmäßiges Nieseln, das das Wachstum der angepflanzten Flora förderte.

Dieser große Garten inmitten des Jedi-Tempels war eine willkommene Zuflucht vor der endlosen Stadtlandschaft von Coruscant, eine Möglichkeit, selbst auf einem Planeten, wo nichts mehr natürlich war, die Natur zu genießen. Man nannte ihn den Raum der Tausend

Brunnen und das nicht ohne Grund: Überall waren Brunnen, manche klein, manche groß, und sie erzeugten ihr eigenes gluckernes Lied. Bei seinem Klang musste Elzar unvermittelt an die Musik denken, die Avar in der Macht hörte. Er hatte diese Melodie einmal selbst vernommen, als sie sich einander das erste Mal wirklich geöffnet hatten, und sie ging ihm seither nicht mehr aus dem Kopf.

Die Fußpfade des Gartens führten alle über kurz oder lang zu einer großen, offenen Fläche in der Mitte des Raumes. Der vielfarbige Kies auf dem Boden wurde jeden Morgen von Wartungsdroiden mit Rechen zu kunstvollen Mustern geformt, ehe die Schritte der Jedi die Wirbel und Spiralen im Laufe des Tages verwischten – eine passende Metapher für Ordnung, die dem Chaos zum Opfer fiel, wenn sie nicht beständig verteidigt wurde.

Morgen früh würden die Droiden besonders viel zu tun haben, dachte Elzar. Die Muster im Kies waren vollkommen ausgelöscht, weggewischt von den Stiefeln der knapp zwei Dutzend Jedi, die sich auf Bitte des Hohen Rates hier versammelt hatten.

Sie alle hatten dieselbe Nachricht erhalten. Sie alle wussten, warum sie hier waren: um die Verderbnis, die Namenlosen oder beides zu bekämpfen. Um das Ende des Ordens abzuwenden. Das Ende von allem.

Acht der Anwesenden waren Mitglieder des Hohen Rates. Sie standen auf einem kleinen erhöhten Bereich in der Mitte des Platzes, wo man zwei Gegenstände platziert hatte. Zum einen war da ein Metallstab, ungefähr einen halben Meter lang, mit einer verzierten Scheibe an einem Ende und einem großen Edelstein in der Mitte. Der zweite Gegenstand war ein großer Erzbrocken mit kristalliner Struktur, der das Licht auf eigentümliche Weise reflektierte. Elzar hätte ihn gerne näher in Augenschein genommen.

Die acht Ratsmitglieder repräsentierten die Gesamtheit jener hohen Institution. In besseren Tagen hatte es mehr von ihnen gegeben; es gab zwölf Sitze im Rat, aber vier von ihnen standen nun leer, nach-